

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 78 (2003)
Heft: 7-8

Anhang: Extra : wohnen in den Bergen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

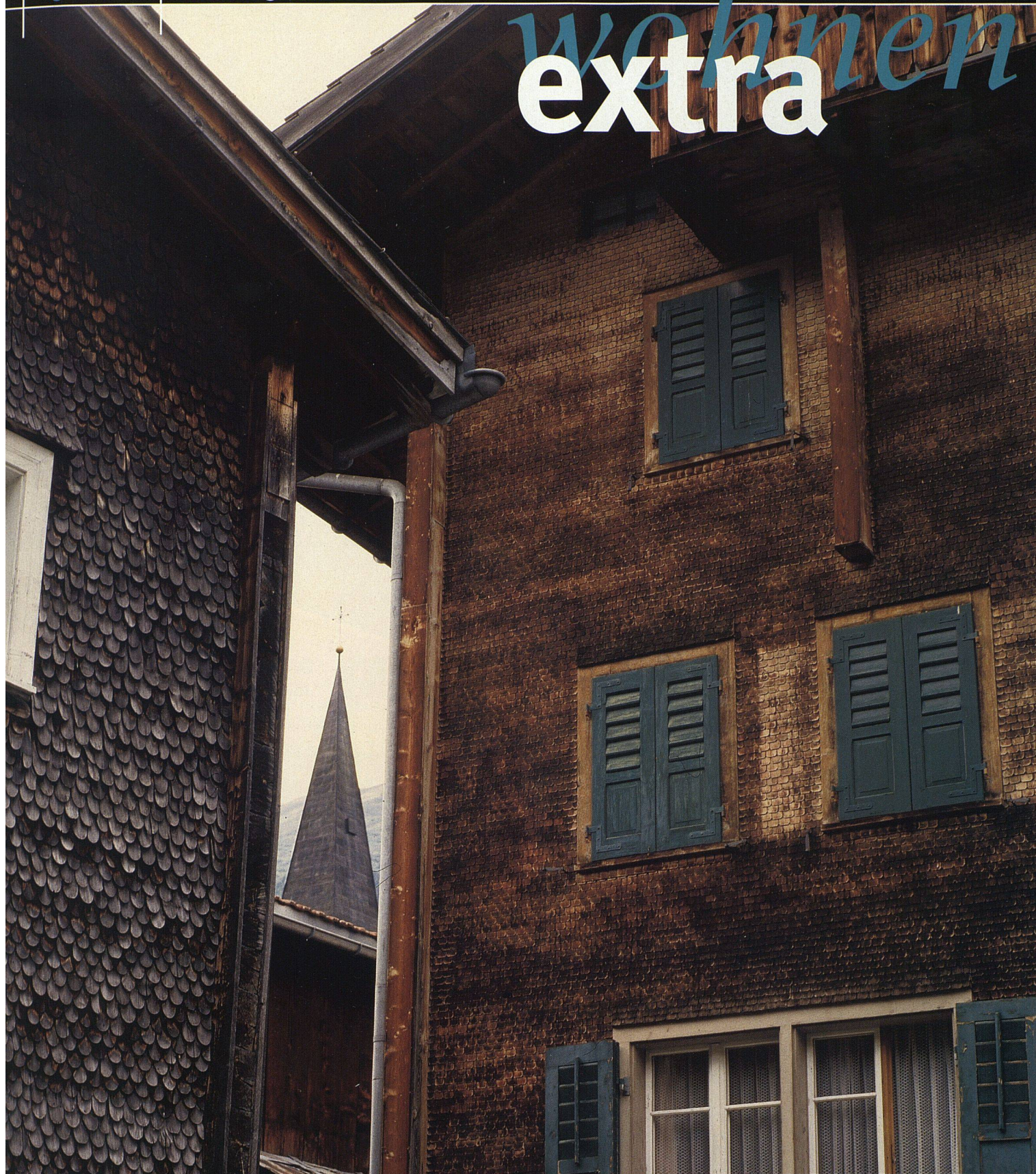
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



wohnen in den bergen

Im Land der Seilbahnen: Wie lebt es sich mit den Bergen als einzige Nachbarn? **Seite 2** ■ Eine Nidwaldner Bergbauernfamilie erzählt, **Seite 5** ■ Wo finden die Chalets eigentlich ihren Ursprung? Eine Reise in die Vergangenheit, **Seite 6** ■ Eine eigene Käserei gründen, um zu überleben. Alltag im Oberwallis, **Seite 10** ■ Wohnen im Container. Neat-Mineure im Bündner Oberland, **Seite 12** ■ Der Berg ruft, Rita Berther hält es nicht lange ohne Berge aus, **Seite 15** ■ Rätsel, **Seite 16** ■

Die Familie Bissig wohnt
während des ganzen Jahres auf der Bannalp

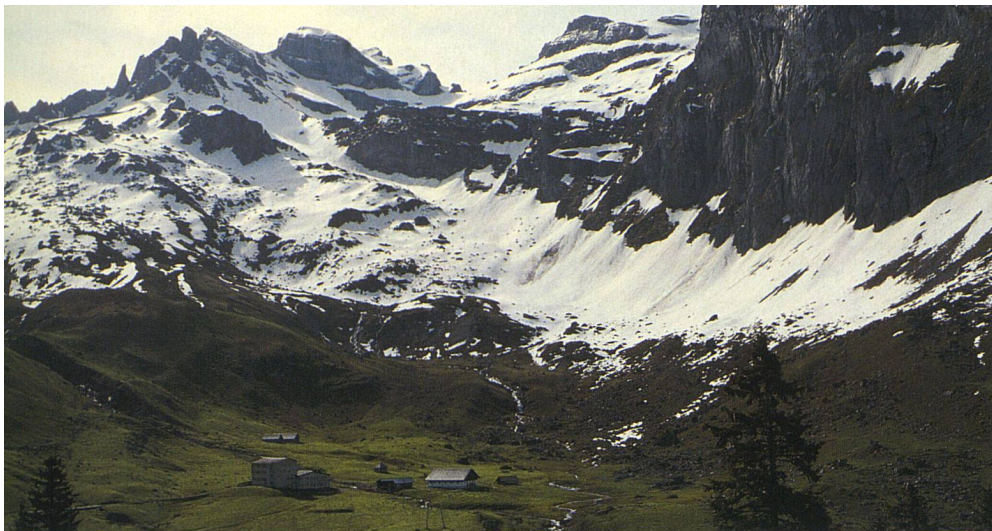


Im Land der Seilbahnen

Das familienfreundliche Gasthaus Urnerstaffel ist während des ganzen Jahres offen und bewohnt. Im Winter kann man hier Ski fahren, im Sommer wandern.

Seilbahnen dienen meistens touristischen Zwecken. Die Nidwaldner dagegen setzen sie grossflächig als Strassenersatz ein. Sie führen zu abgelegenen Höfen, Alpwirtschaften und Gaststätten. Wie es ist, mit den Bergen als einzige Nachbarn zu leben, erzählt die Familie Bissig.

Text: Bettina Berther
Fotos: Diego Desax



Blick von der Bergstation der Seilbahn zur Unterkunft Urnerstaffel. Diese Strecke mussten die Kinder der Familie Bissig jeden Morgen mit den Langlaufskis zurücklegen . . .



. . . um dann mit der Seilbahn in die Schule zu fahren.

«Jetzt gibt es kein Zurück mehr!», schiesst es mir durch den Kopf. Die Seilbahn beginnt in die Höhe zu fahren, die Häuser unter mir werden immer kleiner und zu allem Überfluss hängen noch riesige Holzlatten unter der Kabine. «Die sind für den Ausbau einer Alphütte», erzählt ein welscher Zivildienstler, ohne meine Höhenangst zu bemerken. Über eine hohe Felswand hinweg überwindet die Seilbahn spielend die Höhendifferenz von 678 Metern bis zur Bergstation. Erleichtert steige ich aus und habe den Eindruck, in einer Bilderbuchwelt gelandet zu sein: Ein stiller See breitet sich vor mir aus, von grünen Wiesen

und weidenden Kühen umgeben. – Ich bin auf dem Weg zur Familie Bissig. Sie wohnt während des ganzen Jahres in ihrem Gasthaus «Urnerstaffel» auf der Bannalp.

EIN WETTERFESTES GASTHAUS

Die Urnerstaffel mit ihren kahlen Betonwänden kann man nicht verfehlen. Hund Cino springt mir zur Begrüssung entgegen. Ich trete ein und habe das Gefühl, unangemeldet in das Wohnzimmer der Familie hereinzuplatzen. Es sind noch keine Gäste da, dafür Verwandtenbesuch. Doch die Bissigs nehmen mir schnell mein Unbehagen. «Ich geniesse

den Kontakt mit den Gästen. Hätten wir nur einen Privathaushalt, möchte ich nicht so abgelegen wohnen», meint die frühere Wirtin Jeanette Bissig, die noch immer im Betrieb mitarbeitet. Sie wohnt seit über dreissig Jahren auf der Urnerstaffel.

«Meine Schwiegereltern haben in den Zwanzigerjahren die Urnerstaffel gekauft», kommt sie ins Erzählen. Entstanden ist das Gasthaus aber vor gut hundert Jahren, als immer mehr Wanderer die Gegend entdeckten. So entwickelte sich aus einer Alphütte eine bescheidene Wirtschaft und die Touristen konnten im Stroh übernachten. Während des Winters war

Eine geniale Erfindung

Im Kanton Nidwalden gibt es über fünfzig Seilbahnen und unzählige Heuseile. Ein Grund für diese Anhäufung ist die Topografie des alpinen Kantons: Er besteht vor allem aus Tälern mit felsigen Flanken, die in fruchtbaren Terrassen enden. Oft werden sie bewirtschaftet, oft sind sie sogar besiedelt. Vor dem Bau der Seilbahnen mussten die BewohnerInnen alles, was sie nicht selber produzierten, mühsam hinauftragen und umgekehrt ihre Produkte unter schwierigsten Bedingungen zu Tal schleppen.

Das Ende dieser Mühsal brachte die Erfindung eines Nidwaldner Schmieds. Er lötete 1898

ein Seil aus Drahtstücken zusammen, das er von einer Terrasse bis ins Tal spannte. Mit einem Gleithaken befestigte er ein Heubündel daran und so gelang es ihm, die Höhendifferenz von 480 Metern mühelos zu überwinden. Kaum hatte er das erste «Heuseil» erstellt, setzte eine grosse Nachfrage ein. Doch seine Erfindung hatte einen Haken: Man konnte damit nur etwas «nitztzi», also abwärts, nicht aber aufwärts transportieren.

Pendelbahnen kannten dieses Problem nicht und ergänzten die Heuseile. Sie funktionierten mit einem Übergewicht: In die abwärts fahrende Bahn setzte man Wasser, Holz, Stei-



Mit dieser Bahn transportiert die Familie Bissig Material von der Bergstation der Seilbahn Fell-Chrüzhütte zu ihrem Gasthaus Urnerstaffel.

ne oder Schnee. Während die schwerere Kabine zu Tal glitt, zog sie die entgegenfahrende Bahn hinauf. Fünf oder zehn Seile pro Liegenschaft waren im Engelbergertal keine Seltenheit, einzelne brachten es gar auf 20 oder 30 verschiedene Anlagen.

Quelle: Wandern im Land der Seilbahnen von Josef Flüeler und Arnold Odermatt. Erschienen im Malhof Verlag, Luzern.



Nun führt bereits die dritte Generation die Urnerstaffel. Hinten stehend sieht man die alten und die neuen Wirte, die alle in der Urnerstaffel wohnen. Vorne links neben dem Hund Cino kniet Arminda Monteiro, die seit achtzehn Jahren auf der Bannalp arbeitet.

die Urnerstaffel geschlossen und die Familie wohnte im Dorf. Doch dann kam die Wende: «Im Februar 1960 brannte das Haus vollständig nieder. Erst zwei Wochen später entdeckte man zufällig den Brand. Das war ein riesiger Schock, da bereits das Wohnhaus meiner Schwiegereltern im Dorf abgebrannt war. Sie standen zweimal in ihrem Leben vor dem Nichts, trotzdem bauten sie die Urnerstaffel wieder auf. Diesmal gingen sie aber auf Nummer sicher und errichteten einen feuerfesten Betonbau.» Seitdem verbringen die Bissigs das ganze Jahr auf der Bannalp. Jeanette Bissig wird oft auf den «Betonklotz» angesprochen. «Die Leute sollten mal im Winter vorbeikommen, wenn es stürmt und schneit. Dann ist man jeweils sehr froh um die massive Konstruktion.»

MIT DER SEILBAHN ZUR SCHULE

Sie und ihr Mann haben auf der Bannalp drei Kinder grossgezogen. Jeanette Bissig stammt

aus dem Aargau, ihr gefällt es aber viel besser in den Bergen, obwohl es nicht immer einfach ist. «Vor allem als die Kinder klein waren, gab es gewisse Nachteile, etwa der lange Schulweg. Sie haben jeden Morgen mit den Langlaufskis durch den Schnee bis zur Bergstation der Seilbahn waten müssen. Wenn es am Morgen noch dunkel war und stürmte, haben sie mir oft leid getan. Manchmal steckten sie die ganze Woche im Dorf fest und konnten nicht nach Hause zurückkehren.» Das sei aber nie ein Problem gewesen, betont Jeanette Bissig, da die Leute im Dorf sehr hilfsbereit waren und gut zu den Kindern schauten. Ein anderer Nachteil war, dass die Seilbahn nur nach Fahrplan fuhr. Um fünf Uhr steuerte sie zum letzten Mal die Bannalp an. Dann hiess es für die Familie Bissig nach Hause zu gehen. «Wir konnten kaum jemals einen Ausflug machen oder abends weggehen», meint Jeanette Bissig. «Einmal am Mittwoch Nachmittag ins Hallenbad nach Luzern war für die

Kinder das Grösste.» Vor vier Jahren haben die Bissigs einen eigenen Schlüssel erhalten und können die Bahn nun selber bedienen. «Seitdem müssen wir nicht mehr wie kleine Kinder schon um fünf Uhr nach Hause gehen.»

EIN INNOVATIVES WIRTEPAAR

Vor kurzem ist die Urnerstaffel auf die dritte Generation übergegangen. Der neue Wirt, Jean-Pierre Bissig, ist auf der Bannalp aufgewachsen. Zusammen mit seiner Freundin Ursi Walker leitet er den Betrieb. Nebenbei präpariert der gelernte Koch die Pisten neben den zwei Skiliften, im Sommer arbeitet er als Landwirt. Ihm gefällt dieser Ausgleich sehr, nur zu kochen, wäre ihm zu langweilig.

Jean-Pierre Bissig und Ursi Walker haben kein einfaches Erbe angetreten, denn während vieler Jahre war das Logieren von Soldaten die Haupteinkommensquelle der Urnerstaffel. Seit zwei Jahren bleiben sie aus. «Es ist nicht einfach, nur von Tourenfahrern und Wandernern zu leben, aber dafür haben wir nicht mehr die Schiesserei ums Haus», gewinnt Jean-Pierre der neuen Situation etwas Positives ab. Das Paar ist zuversichtlich und dank Angeboten wie Schneeschuhwanderungen im Mondschein ist ihr Haus meistens gut belegt. Eigentlich möchten die Bissigs mit niemandem tauschen, nur im Frühling sei es manchmal langweilig: «Der Winter dauert lange auf dieser Höhe. Während unten schon alles blüht, sitzen wir hier oben im Schnee fest!» Das beste Beispiel, dass es sich gut auf der Bannalp leben lässt, ist das der Portugiesin Arminda Monteiro: Als sie auf der Bannalp ankam, um hier zu arbeiten, hatte sie noch nie in ihrem Leben Schnee gesehen. Es stürmte und schneite. Drei Wochen lang packte sie ihre Koffer nicht aus. Das war vor achtzehn Jahren und sie ist noch immer in der Urnerstaffel.

wohnenextra

Wer Lust bekommen hat, die Urnerstaffel zu besuchen, findet weitere Informationen unter www.urnerstaffel.ch.

Wöchentlich verschwinden zehn Landwirtschaftsbetriebe

41 Prozent der Landwirtschaftsbetriebe befinden sich im Berggebiet. Im Jahr 2000 wurden in den Bergregionen 29 260 Landwirtschaftsbetriebe bewirtschaftet. Seit 1990 sind 9317 Bergbetriebe aufgegeben worden, was einer Abnahme von 24 Prozent entspricht. Zwischen 1999 und 2000 verschwanden 552 Bergbetriebe – bzw. zehn Betriebe wöchentlich. Immer mehr werden Haupteinwerbungsbetriebe zu Nebenerwerbungsbetrieben. Im Berggebiet sind die Nebenerwerbungsbetriebe anteilmässig viel häufiger als im Tal.

Zudem ist in den Bergzonen die Umstellung auf biologischen Landbau sehr ausgeprägt. Im Jahr 2000 wurden 3416 Betriebe in den Bergen nach den Richtlinien des biologischen Landbaus geführt.

Das landwirtschaftliche Einkommen betrug im Jahr 2002 47 721 Franken pro Betrieb. Der Unterschied zur Talregion machte im Jahr 2000 30 017 Franken aus.

Quelle: Das Schweizer Berggebiet 2002, Fakten und Zahlen. Herausgegeben von der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für die Berggebiete (SAB), www.sab.ch.

«Trotz allem ist es eine schöne Arbeit»

Immer mehr Landwirtschaftsbetriebe verschwinden (siehe Kasten). Neue Nischen müssen gefunden werden. *Wohnen* hat eine Bergbauernfamilie im Kanton Nidwalden besucht.



Trotz des modernen Stalls kann die Familie Schmitter nicht nur von der Landwirtschaft leben.

Ueli Schmitter und seine Frau Isabelle wohnen zusammen mit ihren vier Kindern und dem Grossvater auf der Brändlen. Sie bewirtschaften den Berghof und vermieten nebenbei einige Zimmer an Feriengäste. Keine Strasse führt zu dem abgelegenen Hof, dafür eine Seilbahn. Zu Fuss braucht man für die Strecke drei Stunden.

wohnen extra: Herr Schmitter, Sie sind auf der Brändlen aufgewachsen. Wie hat sich Ihre Aufgabe als Landwirt hier oben in den letzten Jahren verändert?

Ueli Schmitter: Früher nutzte man so viel Boden wie möglich, um Essen zu produzieren. Deswegen hat man auch begonnen, auf dieser Höhe Land zu bewirtschaften. In den letzten Jahren sind unsere Produkte unrentabel geworden und die Frage stellt sich, ob man weitermachen oder aufhören soll. Heutzutage geht es nicht mehr so stark um die Produktion, sondern um eine nachhaltige Bewirtschaftung und die Pflege des Landes. Dafür bekommt man auch Geld vom Staat.

Wie gross ist Ihr Betrieb?

Wir bewirtschaften etwa dreissig Hektaren Land und besitzen dreizehn Kühe und zwanzig Jungtiere. Eigentlich ist das eine grosse Fläche, aber grosse Teile können wir nur einmal pro Jahr mähen, das meiste bearbeiten wir von Hand. Unser wichtigstes Standbein ist die Jungviehaufzucht. Wir produzieren Biofleisch.

Braucht es neben der Landwirtschaft noch andere Einkommensquellen, um hier leben zu können?

Ja. Wir haben ein Massenzimmer mit fünfzehn Plätzen eingerichtet, dazu vermieten wir eine Ferienwohnung und ein Studio. Die Besucher können wandern und die Ruhe geniessen.

Um die Gegend attraktiver zu gestalten, sind wir dabei, einen Wanderweg auszubauen. – Unsere Gäste sind oft im Stall und schauen mir bei der Arbeit zu. Man muss den Umgang mit Menschen lieben, wenn man so etwas anbietet.

Im Sommer sind Sie hauptsächlich mit Heuen beschäftigt. Gehen Sie im Winter einem Nebenberuf nach?

Ich arbeite ein wenig am Skilift. Da wir hier oben fast alles selber machen, bin ich mit diesen Arbeiten ausgelastet. Der ganze Maschinenpark muss repariert werden, die Seilbahn usw. Früher habe ich im Seilbahnbau gearbeitet. Das hat mir den Horizont erweitert und auch die Fähigkeiten gegeben, Reparaturen vorzunehmen.

Was sind die Schattenseiten, so abgelegen zu wohnen? Wie bringen Sie zum Beispiel die landwirtschaftlichen Maschinen auf die Brändlen?

Wir zerlegen die Maschinen und transportieren einen Teil mit der Bahn oder mit dem Helikopter. Man muss sich alles zweimal überlegen und mehr planen. Aber es geht schon. Ein grosses Handicap ist die Seilbahn. Ihre Sanierung kostet einen happigen Betrag. Vor zwei Jahren haben wir Selbstbedienung eingeführt. So können die Leute dann fahren, wann sie wollen, und wir sparen Personalkosten. Das Bezahlen beruht auf dem Vertrauensprinzip: Die Passagiere müssen den Fahrpreis in eine Kasse werfen. Das funktioniert eigentlich sehr gut und die Leute schätzen das.

Die Seilbahn ist gross angeschrieben. Die Werbung macht auch vor der Brändlen nicht Halt . . .

Seit wir die Seilbahn angeschrieben haben, verzeichnen wir viel mehr Fahrten. Davor

meinten die Leute, die Bahn sei nur für den Privatgebrauch. Inzwischen nutzen viele Gleitschirmflieger unser Angebot. Für sie haben wir extra einen Startplatz eingerichtet.

Frau Schmitter, Sie kommen aus dem Kanton Zug. Wie haben Sie sich hier eingelebt?

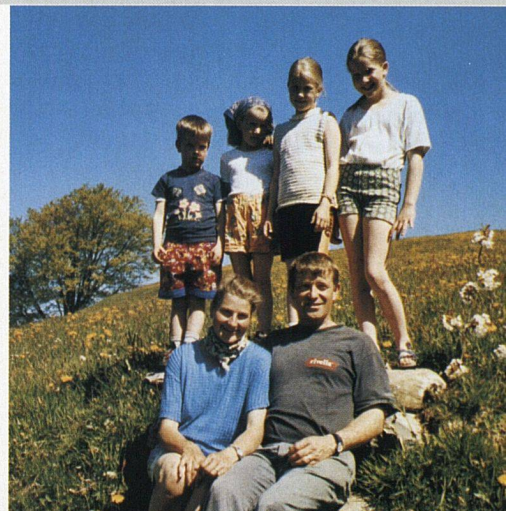
Die Brändlen ist meine zweite Heimat geworden und mir gefällt es sehr gut hier oben, obwohl das Leben sich anders gestaltet als in einem Dorf. Zum Beispiel kauft man nicht so oft ein, dafür mehr. Im Keller haben wir einen Lebensmittelvorrat für zwei Monate. Wenn die Bahn einmal nicht funktioniert, muss man vorgesorgt haben.

Sie haben vier Kinder. Wie ist es für sie, hier oben zu wohnen?

Sie fahren selbständig mit der Seilbahn zur Schule. Mit einer Strasse hätten sie mehr Nachteile, da sie nicht alleine fahren könnten. Wir versuchen bewusst, Zeit für die Kinder zu nehmen und nicht 24 Stunden am Tag zu arbeiten. Wir möchten den Kindern nicht einen Bauernhof vermitteln, der ihnen Angst macht und keine Zukunftsperspektiven bietet. Es laufen sonst schon genug davon. Viele Bauern klagen immer, wie streng sie es haben, aber die anderen, die arbeiten auch. *wohnenextra*

Weitere Eindrücke von der Brändlen findet man unter www.berghof.ch.

Ueli und Isabelle Schmitter und ihre vier Kinder wohnen auf einem nur mit einer Seilbahn erreichbaren Hof.



Ein Rundgang in den Höhen und
Niederungen helvetischer Chaletkultur

«Schweizereien» zu verkaufen



Text und Fotos: Sascha Roesler

Moderne Chaletbauten, nicht selten aus Fertigteilen und unter Beihilfe von viel Beton entstanden, sind zum Inbegriff des Massentourismus in den Bergen geworden. Gleichzeitig stehen heimelig verwitterte Chalets für viele als Sinnbild einer natur- und traditionsverwurzelten Bauweise. Am Anfang jedoch stand ein städtisches Lebensgefühl, das auf dem Land nach Erfüllung suchte. Eine kleine Geschichte des Schweizer Chalets.

Die Stadt ist hier oben wie ausgeblendet. Zwar sind die Strassen asphaltiert und löchrig, die Grünanlagen niedergetrampelt und abgenutzt, nicht anders als in der Stadt unten. Vom Häusermeer ist aber weit und breit nichts mehr zu sehen. Das «Panorama-Hotel» mit dem fulminanten Blick über die Stadt, in jedem Touristenführer beschrieben, ist den Einheimischen hier unbekannt. Die Vorstadtatmosphäre windet sich entlang der Zahnradbahn die Hügel hoch. Sie erst macht aus den vorstädtischen «Budaer Bergen» ein richtiges Naherholungsgebiet Budapests. Im 15-Minuten-Takt entlässt die Zahnradbahn einen Schwall aus Bikern, Paaren und Rentnern.

STÄDTER-TRÄUME

Im 19. Jahrhundert haben sich Freiberufliche – Anwälte, Journalisten, Künstler – an den Hängen dieser Hügel ihre Villen und Wochenendhäuser gebaut. Suburbane Villenquartiere sind so entstanden, in denen der Traum des Städters vom Leben auf dem Lande erste Formen angenommen hat. An der Grenze von Stadt und Land wurden die architektonischen Mittel hierzu in betont »primitiven« Traditionen gesucht. Bauernhütte, Schweizerhaus, «Gothic Revival» sind die Brennpunkte der architektonischen Imagination. Landhäuser, zerklüftet asymmetrisch mit weit auskragenden Dachkonstruktionen und Anleihen vom



Aus dem einfachen Holzhaus entstand das Chalet, das bald schon die Bedürfnisse des Massentourismus abzudecken hatte.

Alpenraum bis nach Finnland, überziehen noch heute mit ihren ausgedehnten Gartenanlagen diese Hügel. Peripherien des 19. Jahrhunderts.

Die Budapester Zahnradbahn wurde 1874 nach dem Vorbild der Vitznau-Rigi-Bahn vom Schweizer Ingenieur Franz von Sales Cathry erbaut. Sie ist die dritte Zahnradbahn der Welt. Streckenlänge: 3733 Meter; Höhenüberwindung: 315 Meter. Die Stationen der Bahn wurden im Stil der damals weltbekannten «Schweizerhäuser» errichtet. Trotz der fremdartigen Kulisse rundherum – es tönt nicht das Horn des Postautos, es kommt nicht das Linienschiff aus Interlaken, es fehlen die Berggipfel mit ewigem Schnee – lassen sich hier und noch heute die Stilblüten eines frühen Chaletbaus studieren: Fachwerk, Schindelverkleidung, Schnitzwerk entlang der Dachränder, verzierter Balkon mit Blumenkisten.

SCHWEIZER TOUCH ZU VERKAUFEN

In Reiseberichten im 18. Jahrhundert erstmals beschrieben, kursierten seit Beginn des 19. Jahrhunderts Musterkataloge, aus denen «Schweizerereien» aller Art ausgesucht werden konnten. Die mit Laubsägeornamenten verzierten Produkte «à la manière suisse» wurden in allen Grössen für die verschiedensten

Nutzungen hergestellt. Der Schweizerhaus-Stil lieferte so unterschiedlichen Dingen wie Musikautomaten, Hundehütten, Gartenhäuschen, Villen und Hotelanlagen die erwünschte bizarr rustikale Erscheinung. Noch bevor das Schweizerhaus auch in heimischen Gefilden einen Absatz fand, produzierten französische und Schweizer Hersteller industriell vorfabrizierte Fertighäuser im Chalet-Stil für die ausländischen Märkte. Schweizer Chaletbauer haben so die Fantasien ihrer ausländischen Kundschaft bedient, deren Bild der Schweiz, verkörpert im Chaletstil, sich im Selbstbild der Schweizer in späteren Jahren niederschlagen sollte.

Luzern – Horw – Matt – Hergiswil – Alpnachstad – Alpnach Dorf – Sarnen – Sachseln – Giswil – Kaiserstuhl – Lungern – Brünig Hasliberg – Meiringen – Unterbach – Brienz. Die Ortschaften entlang gewisser Bahnstrecken der Schweiz wirken wie eingefrorene Stadien einer langsamen und beschwerlichen Verwandlung. Je nach Fahrtrichtung bewegt man sich Richtung Zukunft oder Vergangenheit, wobei man sich nicht vom Alter der Häuserfassaden täuschen lassen sollte. Zukunftsfrüchtig sind hier nicht selten die Orte mit rückwärtsgewandtem Äusseren. Fahrend lässt sich im Zeitraffer beobachten, wie bäuri-

sche Architektur sich von Station zu Station zum Chalet wandelt, wie moderne Wohnblöcke Ableger mit rustikalem Ambiente bilden. Die Mischformen und Kreuzungen, die Mutationen und Deformationen sind vorherrschend in diesen voralpinen Landschaften mit städtischem Nachgeschmack.

«BLOCKRANDCHALETS»

Präzisionshalber müssten Bezeichnungen für die so unterschiedlichen und vielfältigen Stadien gefunden werden: «fünfgeschossige Blockrandchalets» etwa, oder «Blockhausmaisonnettesiedlung mit Laubengangerschliessung» oder «Reihenhausbauernhäuser». Die Grenzen zwischen Bauernhaus, Chalet und modernem Wohnblock sind jedenfalls fließend, ganz den lokalen Bedürfnissen vor Ort angepasst. Flachdachsiedlungen aus den 60er-Jahren werden so selbstverständlich mit Holz verkleidet, wie die mit Parabolantennen ausgestatteten Bauernhäuser. Stilistisch «reine» Typen sind die Ausnahme, aufs Museum oder Orte mit rein touristischem Auskommen beschränkt.

In Brünig Hasliberg fährt der Bus ins spät, zu spät errichtete Freilichtmuseum der Schweiz. «Bei uns ist die Schweiz so, wie sie einmal war», lautet der Willkommensgruss des 1978 ▶

Entlang gewisser Bahnstrecken ist die Verwandlung von traditionellen Häusern in Chalets zu verfolgen.



eröffneten Freilichtmuseums Ballenberg auf dem Internet. Schon damals hätte sich der Block des modernen Massenwohnungsbaus als historisches Erbe der Schweiz in die Anlage integrieren lassen. – Kurz nach der Überquerung des Brünigs, im kleinen Industriort Meiringen, wähnt man sich, trotz der Berge rundherum, ein letztes Mal in einer modernen Kleinstadt. Ab da beginnt die international bekannte Tourismuszone rund um den Brienzensee. Häuser «ohne Dach» sind jetzt nicht mehr erwünscht.

GARANT FÜR NATIONALKULTUR?

«Wie im Volkslied und in den Volkstrachten so hat auch die schweizerische Nationalität in dem eigenthümlichen Holzbau der letzten Jahrhunderte einen Ausdruck von allgemein anerkanntem poetischem und künstlerischem Werthe gefunden. Der Schweizer Holzstyl hat sich durch seine reiche Ausbildung in constructiver und decorativer Hinsicht wie durch seine malerische Wirkung einen ehrenvollen Platz in der Reihe architectonischer Bildungen gesichert.» 1868 publiziert Ernst Gladbach, seines Zeichens Professor für Baukonstruktion am Polytechnikum in Zürich, ein Buch mit dem Titel: «Der Schweizer Holzstyl in seinen cantonalen und constructiven Ver-

schiedenheiten vergleichend dargestellt mit Holzbauten Deutschlands». Gladbach liefert mit diesem Buch eine erste Theorie des Schweizer «Holzhauses», das mit gutem Grund als Vorbild und Vorläufer des modernen Chalets bezeichnet werden kann.

Das Bauernhaus wird bei Gladbach zum theoretisch untermauerten «Holzhaus» und erfährt dabei jene so stabile Verwurzelung in «Volk» und «Boden», die den heutigen Chalets immer noch eigen ist. Die «schlichten» und «primitiven» Bauernhäuser werden als Zeugen eines unverdorbenen Zeitalters bäurisch geprägter Lebensformen und als Quelle einer kommenden nationalen Baukunst hervorgehoben. So wie sich im Schweizer Holzstil die noch junge «Nationalität» der Schweiz widerspiegelt, so ist der «Styl» selber Resultat und Ausdruck der geografischen und klimatischen Verhältnisse des Landes. Das Schweizer Holzhaus wird zum Garanten von Naturverbundenheit und Nationalkultur, beides nunmehr untrennbar vereinigt unter einem gemeinsamen Dach!

CHALETS AUS DEM BAUKASTEN

«Hanglage mit sehr schönem Bergblick. Ortsmitte 400 m. Gondel 3,7 km. Kleinzug, Postbus 300 m. Haus: Schönes, im regional-

typischen Stil erbautes Holzchalet. 5-Zimmer-Haus, 95 m² über 2 Etagen. Gemütlich-rustikale Einrichtung, komplett holzvertäfelt. Terrasse, grosser Balkon. Ölzentralheizung. Warmwasser über 200 l E-Boiler. Parterre: Geräumiger Küchen- / Wohnraum (38 m²) mit Kamin, Sitzgarnitur, Sat TV, Stereoanlage, Esstisch, Küchenecke (Backofen). Bad: Bw, Wb, WC. Ski- bzw. Vorratsraum mit Tiefkühltruhe. 1. Etage: 2 Doppelzimmer, davon eins mit franz. Bett. 3-Bett-Zimmer mit 3 Einzelbetten. 1-Bett-Zimmer. Separates WC. Nebenkosten: Kurtaxe. Bettwäsche leihbar (21 Sfr. / Pers.). Kaution 200 Sfr. Haustier 7 Sfr. / Tag (Anmeldung).»

Der Sockel des zeitgenössischen Chalets ist die Garageneinfahrt aus Beton. Das helle Holz der Fassade und die geschnitzte Jahreszahl verweisen auf den noch jungen Jahrgang des Gebäudes. Konstruktionen aus Beton und Mauerwerk tragen die hölzerne Verkleidung. Maschinell hergestelltes Schnitzwerk an den Balkonbrüstungen wartet auf eine baldige Verwitterung durch Sonne, Regen und Wind. Der Sinnspruch an der Stirnfassade – «Vom Ahnherrn erbaut, vom Vater betraut, vom Enkel geschmückt hat Urenkel beglückt» – soll dem noch nicht erreichten Alter Vorschub leisten.



Die Garage ist zum prägenden Merkmal heutigen Chaletbaus geworden.

Die Fixierung auf die immer gleichen Traditionszusammenhänge hat aus regional gewachsenen Stilen global einsetzbare «Strategien» gemacht. Auch Kläranlagen lassen sich mit diesem Setting «traditionsgerecht» errichten. Der Graben zwischen modernsten Produktionsformen und den stabil gebliebenen Authentizitätsansprüchen ist seit Gladbachs Zeiten unüberbrückbar geworden.

AUSSTERBEN AUTHENTISCHER BAUKULTUR

Die beiden «constructiven Hauptrichtungen», die Gladbach in den 1860er-Jahren im Schweizer Holzstil noch ausmacht, entstanden nicht zufällig aus der topografischen Verschiedenheit des Landes – aus den Berg- und Flachlandregionen. Den Schweizer Holzstil erkennt Gladbach vor allem im «Blockbau» – eine Konstruktionsweise, die besonders in den walddreichen alpinen Regionen noch anzutreffen sei, wenn auch dort bereits «Riegel- und Ständerbau» die hiesigen Gepflogenheiten zu verändern beginnen. Denn «überall da, wo der Stein zur Hand liegt», wird das Holz aus den Wandbereichen verdrängt und durch andersartige Materialien ersetzt. Die Kombination von Holz und Steinen «breitet ihre Herrschaft von dem Flachland nach dem Hochlande zu immer mehr aus,

in demselben Mass in welchem die Abnahme der Waldungen das Material verteuert». Die industrielle Ökonomie der Städte hält mit anderen Worten Einzug ins alpine Bauen und lässt neuartige Mischbauweisen (Chalets?), irgendwo zwischen städtischer und ländlicher, zwischen Holz- und Massivbauweise entstehen. Der regional geprägte Schweizer Holzstil ist somit gefährdet und, kaum als solcher benannt, bereits vom Aussterben bedroht.

Geblieben ist seit jener Zeit das von Gladbach gezeichnete Bedrohungsbild und die Klage über das Verschwinden authentischer Baukultur in einer unberührten alpinen Landschaft. Ökologisches Denken hat diese Sichtweise in den letzten Jahren gar noch verstärkt. Ambivalent ist innerhalb solcher «Heimatschutzdebatten» die Stellung des Chalets. Obwohl weder Bauernhaus noch moderner Wohnblock, wird das Chalet von Fall zu Fall als Garant einer natur- und traditionsverwurzelten Bauweise hochgehalten oder als Ausgeburt der modernen Tourismusindustrie abgetan. Die Frage – zu wem gehört der Chaletstil? – lässt sich weder zugunsten der Einheimischen noch zugunsten der Touristen der Skigebiete beantworten. Im Spannungsfeld von ländlicher und städtischer Lebensweise ent-

stehen, wie im Fall des Schweizerhauses, neuartige, fantasierte Traditionen, die so niemals vorher existiert haben. Fatal ist heute die Verquickung von stumpfem Traditionsbewusstsein, billigem Naturversprechen und Infrastrukturzwängen, wie sie in den Chaletbauten des modernen Massentourismus nicht selten Ausdruck findet.

HÖRNLI GEHÖREN DAZU

Übrigens: Chalets und Hörnli gehören zusammen. Nicht nur darum, weil einige Tüten Hörnli zur Grundausrüstung jeder richtigen Chaletferienwohnung gehören. Die Mischung aus Hartweizengriess, etwas Kochsalz und 11,9 Prozent Vollei klingt bereits wie das Programm für den Bau eines Chalets. Hartweizengriess, Kochsalz, Vollei. «Eine gute Mischung aus modernem Komfort und rustikalem Ambiente!» Obwohl aus gewöhnlichem Nudelteig haben Hörnli etwas an sich, was sie von anderen Teigwaren unterscheidet – das «Schweizerische». Entscheidend ist dabei weniger die charakteristisch gekrümmte Form oder die industrielle Herstellungsweise, sondern die Tatsache, dass es sie nur auf Schweizer Boden zu kaufen gibt. Besonders beliebt: «Ghacks mit Hörnli und Öpfelmuäs.»

wohnenextra

Die Bio-Bergkäserei Goms
ist genossenschaftlich organisiert

Ein Emmentaler macht Biogomser

Text und Fotos: Sylvia Granacher

Um zu überleben, haben zwölf Bauernfamilien im Goms im Oberwallis ihre eigene Bio-Bergkäserei gegründet. Als Genossenschafter sind sie Miteigentümer des jungen Betriebs, der allerdings noch rote Zahlen schreibt.



Die Rinde des unreifen Käses
im Keller ist noch blass.
Rechts im Bild der Biogomser.

Um fünf Uhr beginnt Gerhard Zürchers Tagwerk. In einem grossen Kupferkessel verkäst er die Rohmilch vom Vortag. Um sieben ist die Milch schon geronnen, die Molke schwimmt obenauf. Zürcher taucht die Hand hinein, holt eine handvoll körnigen Käse heraus und doziert: «Käse ist ja nichts anderes als eine haltbare Milchkonserve.» Gerhard Zürcher ist Emmentaler, Käser und Betriebsleiter der Bio-Bergkäserei Goms im Örtchen Gluringen. Dort Fuss zu fassen, fiel ihm und seiner Frau leicht: «Der Gommer ist wie der Emmentaler. Als Zuzüger muss man auf ihn zugehen, dann kommt es schon gut.» Ins Goms sind Zürchers gezogen, weil die kleinen Käsereien, von de-

nen sie sich eine als Arbeitsort wünschten, anderswo im Land geschlossen werden.

DAS ÜBERLEBEN SICHERN

Ein Walliser Hochtal zwischen Brig und Furkpass: das Goms. Durchschnitten von Strasse, Schiene und Stromleitung. Die Käserei, in der Zürcher angestellt ist, gehört einer Genossenschaft. Zwölf Bauernfamilien haben sie gegründet. Sie leben vor allem von ihren Kühen. Zwischen fünfzehn und etwas über zwanzig Stück Braunvieh stehen jeweils in ihren Ställen, dazu etwa gleich viele Kälber und Rinder.

Die Bauern und Bäuerinnen wagten es, eine Käserei zu eröffnen, obwohl und weil sie selbst vom Käsereisterben betroffen waren: 1997 meldete jene Käserei Konkurs an, der sie ihre Milch geliefert hatten. Sie hatte einen höheren Milchpreis gezahlt als andere. Und Milch in einer Menge verarbeitet, der sie nicht gewachsen war. Die Qualität litt, die Sanie-

rung misslang. 45 Bauern taten sich zusammen. «Im Berggebiet überlebt man heutzutage nur unter zwei Bedingungen», bringt Christian Imsand, der Kassierer der Genossenschaft, ihr Credo auf den Punkt: «Nur mit einem hochstehenden Produkt und nur, wenn die Wertschöpfung in der Region bleibt.» Die Bauern versuchten, die konkursite Käserei zu übernehmen, aber eine Firma kam ihnen zuvor. Die Idee, selber zu bauen, lag nun nahe. Das Bundesamt für Landwirtschaft signalisierte, Subventionen gebe es aber nur für eine Biokäserei.

BIO: EINE FRAGE DER HALTUNG

«Der Biozug fuhr vorbei, wir sahen die Chance und sprangen auf», sagt Imsand. Mitfahren wollten aber praktisch nur die Bauernfamilien, die schon auf Bio umgestellt hatten – 12 von 45. Ihr Konzept: umweltgerecht produzieren und damit den



Der aus dem Emmental stammende Gerhard Zürcher leitet die Bio-Bergkäserei Goms seit ihrer Gründung im Januar 2001.

Zwölf Landwirte gründeten die genossenschaftliche Bio-Bergkäserei Goms in Glurigen, nachdem die frühere Käserei Konkurs angemeldet hatte.

Der «Baschichäas» erhielt seinen Namen von einer Oberwalliser Sage.

Wünschen der KonsumentInnen entsprechen, von Tourismus und Durchgangsverkehr profitieren und diesen gleichzeitig etwas bieten, was die Region aufwertet.

Der Bauer Roland Müller, Präsident der Genossenschaft, betreibt schon seit 1985 biologischen Landbau – lange bevor es dafür Unterstützung gab. Zuerst seien alle skeptisch gewesen. Er sei seinen Weg gegangen und habe sich nicht beirren lassen, meint er trocken. «Jetzt wissen alle, dass es gute Qualität ist.» Um gleich nachzuschieben: Das Bauern im Goms sei ja immer schon naturnah gewesen.

«Ob eine Kuh eine Bio-Kuh ist, sieht man ihr nicht an. Es ist eine Frage der Haltung.» Müller ruft deren wichtigste Kriterien in Erinnerung: Seine Kühe haben auch im Winter Auslauf, auf jeden Fall dreizehnmal pro Monat, sie kriegen nur wenig Kraftfutter und weniger Medikamente als konventionell gehaltene Tiere.

EINE FEUCHE ANGELEGENHEIT

In der Käserei spiele Bio weniger eine Rolle, sagt Gerhard Zürcher gegen acht Uhr an seinem Arbeitsplatz. Seine Rezeptur sei zwar von Bioinspecta bewilligt und kontrolliert. «Wir können nichts türken. Aber der Unterschied zum konventionellen Käse liegt im Rohstoff, nicht in der Verarbeitung.» Sagt es und lässt dazu den Boden der Käserei mit Wasser fluten, nimmt dann einen Schlauch zur Hand, spritzt ein Gerät mit Wasser ab. «Die Hälfte meiner Arbeit macht das Reinigen aus. Ein Käser könnte Schwimmhäute zwischen den Fingern gut gebrauchen.»

Die zwölf Bauern der Genossenschaft lassen ihre Milch teils von einem Minitankwagen abholen, teils bringen sie sie selbst zu Zürcher und pumpen sie aus ihren Kannen in die Tanks der Käserei, wo sie gekühlt wird. Zürchers Rohstoff stammt aus einem Umkreis von wenigen Kilometern. Die Zusatzstoffe, die es in extrem kleinen Mengen braucht, aber nicht: Das Lab, jenes Enzym, aus Kälbermägen gewonnen, das die Milch gerinnen lässt,

muss aus dem Ausland importiert werden. Zürcher bevorzugt jenes aus Neuseeland. Und die Milchsäurebakterien – auch sie nötig für die Gerinnung der Milch und das Reifen des Käses – kommen gefriergetrocknet aus Frankreich.

EIGENES GELD SPORNT AN

Ein steiniger Weg, erzählt Christian Imsand, bis zum Bau der Bio-Bergkäserei – «aber die Steine wurden fürs Fundament gebraucht». Schwierig war vor allem die Finanzierung. Eine konventionelle Bank erachtete das Projekt als risikoreich und hätte nur dann Kredit gegeben, wenn die GenossenschaftlerInnen solidarisch dafür gehaftet hätten. Schliesslich sprang die Alternative Bank ein und gab ihnen einen Förderkredit. Auch Berghilfe, Bund, Kanton und Gemeinde griffen ihnen unter die Arme. Die Bauern leisteten zudem eigene Beiträge, die meisten von ihnen um die 30 000 Franken. «Das eigene Geld spornt an», sagt Imsand. Im Januar 2001 hat Gerhard Zürcher in Glurigen zum ersten Mal die Milch verkäst.

Zehn Uhr in der Käserei. Zeit, den Biogomser herzustellen. Über Rohre lässt Zürcher die Käsesuppe aus dem Kessel absaugen, in ein Metallbecken leeren und dort maschinell pressen. Die Molke fliesst ab. Eine einheitlich weisse Masse bleibt zurück. Zürcher sticht sie in Quader und hievt diese in Plastikbehälter, wo sie noch mehrmals gepresst und gewendet werden – bis sie die richtige Form haben. Der Käser versieht jeden der über hundert Laibe seiner Tagesproduktion mit einer Etikette, die dessen Herkunft zertifiziert, und lagert sie im gekühlten Keller. Das «ziemlich ausgefüllte Programm» treibt ihm Röte und Schweissperlen ins Gesicht. Den reifenden Käse im Keller pflegt ein Angestellter von Hand, indem er ihn mit einer Salzwasserlösung einschmiert, anfangs täglich.

DER ÄLTESTE GOMMER

Heute hat Zürcher 3200 Liter verkäst, das ist guter Durchschnitt. Und wenig für eine Käse-

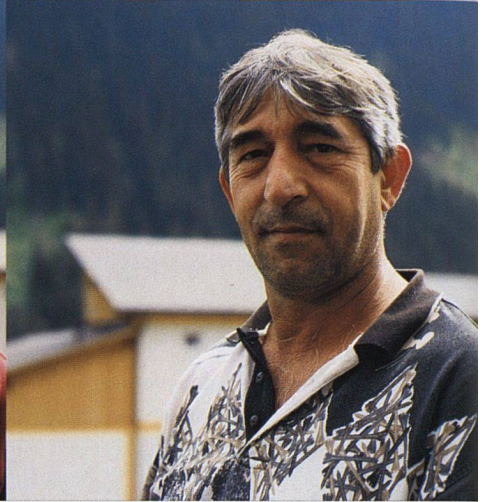
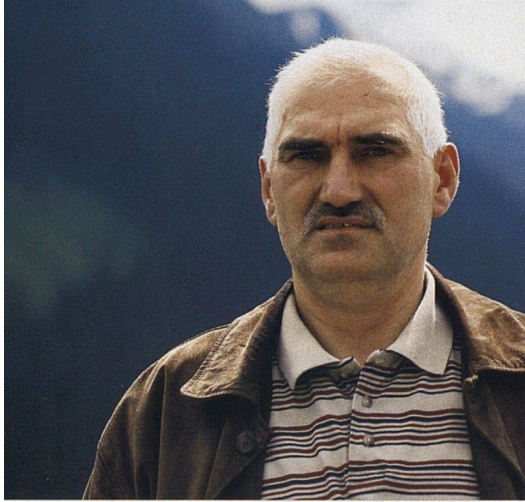
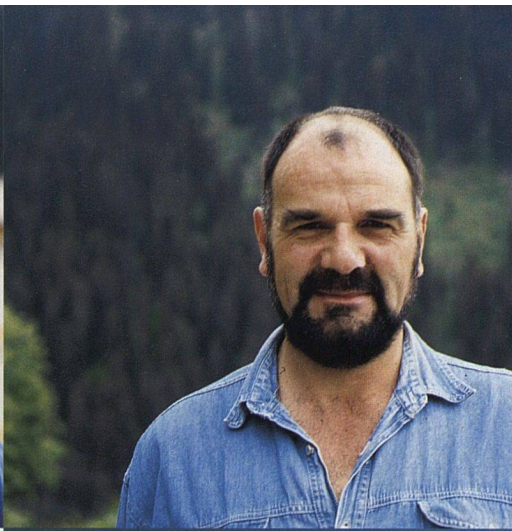
rei: «Wir machen ein Nischenprodukt.» Ein Fünftel der Produktion geht in Glurigen über den Ladentisch oder landet in den Tellern von Restaurants und Hotels aus der Region. 80 Prozent hingegen vertreibt eine Tochterfirma des Walliser Milchverbandes. Über sie kommt der Biokäse aus dem Goms in Spezialitätenläden und zu Coop.

Und: Lohnt sich die Selbstständigkeit? – «Noch nicht», sagt Christian Imsand. Die erste Rechnung sei zwar gut gewesen, aber der Preis, den die GenossenschaftlerInnen für einen Liter Milch bekommen, sei mit 75 Rappen bescheiden und weniger hoch als für Biomilch üblich. Wie lebt sich damit? – «Man streckt sich nach der Decke. Wichtig ist, dass es uns in zehn Jahren noch gibt.» Man habe halt bei Null angefangen und müsse erst ein Polster erarbeiten, bevor es dann ans Zurückzahlen der Schulden gehe. Und die Zukunftspläne? – «Nie stehen bleiben. Nie meinen, wir seien gut.» Neue Produkte austüfeln, neue Absatzkanäle erschliessen, den Direktverkauf steigern, professionellere Führungen anbieten, vielleicht eine Schaukäserei. Ist das Überleben langfristig gesichert? – «Das zeigt sich erst in 10 bis 15 Jahren. Viele schauen mit Argusaugen auf uns und würden uns gönnen, wenn wir es nicht schaffen. «Der älteste Gommer ist der Neid», sagt der Volksmund.»

Schön wärs, der Volksmund würde sich täuschen. Und der älteste Gommer wäre ein anderer gewesen: nämlich ein Säumer namens Baschi – nach ihm ist übrigens eines der Produkte der Bio-Bergkäserei Goms benannt. Von Baschi geht die Sage, er habe sich von seinem Weg über die Pässe durch nichts abbringen lassen. Auch nicht durch eine Riesentanne, die man ihm in den Weg fällte, um ihm einen Streich zu spielen. Baschi überstieg das Hindernis, so wird erzählt, nachdem er kurzerhand sein mit Waren beladenes Maultier geschultert hatte.

wohnenextra

Weitere Informationen zur Bio-Bergkäserei Goms finden Sie unter www.biogomser.ch.



In Sedrun leben zweihundert Tunnelarbeiter
in provisorischen Unterkünften

Container mit Bergsicht

Sie kommen aus Deutschland, Ex-Jugoslawien, Österreich, Italien, Portugal oder der Schweiz und treffen sich alle im kleinen Bergdorf Sedrun. Nicht um die Berge zu bestaunen, sondern um sie auszuhöhlen: 850 Meter unter der Erde bauen sie den Gotthard-Basistunnel der Neat.

Text: Bettina Berther
Fotos: Ferenc Hamza

Die Gemeinde Tujetsch sieht grösser aus, als sie in Wirklichkeit ist. Auf zwei EinwohnerInnen kommt eine Ferienwohnung. Man erkennt sie an ihrer rustikalen Bauart, die wenig mit den traditionellen Häusern zu tun hat. Nun ist ein dritter Häusertyp hinzugekommen: der Containerblock. Hier wohnen keine Touristen, sondern Arbeiter. Eines haben sie gemeinsam: Beide sind, wie die romanischsprachigen Einheimischen sagen, «jasters», also Fremde.

HEIMWEH LÄSST SIE WEIT FAHREN

Zwei Uhr nachmittags: Schichtwechsel. Der Personenaufzug transportiert die Mineure

von der Baustelle zurück ins Dorf. Hungrig eilen sie auf die Kantine zu. «Wir haben zwei Doppelschichten gearbeitet und fahren jetzt für vier Tage nach Hause», erklärt mir der serbische Miruslaw seine Hast in perfektem Deutsch. Er ist verheiratet und lebt seit bald dreissig Jahren im Kanton Bern. Manche Arbeiter legen an ihren freien Tagen enorme Strecken zurück, um bei ihren Familien zu sein.

Im Containerdorf ist es ruhig. An mehreren Zimmertüren steht auf einem Kärtchen: «Bitte nicht stören!» – die Nachtschicht schläft. Im Vergleich zu den früheren Holzbaracken sind die Container besser gegen Lärm isoliert. Es wird schliesslich nicht nur rund um die Uhr gearbeitet, sondern auch rund um die Uhr geschlafen.

CONTAINERDORF AM DORFRAND

Ronald aus Leipzig sitzt pfeifenrauchend im Freien und betrachtet die Berge. Hinter ihm ragen fünf Containerblocks mit je 44 Zimmern. Holzdächer verleihen ihnen einen rustikalen Touch, verschiedene Pastellfarben helfen, die richtige Haustüre innerhalb des provisorischen Quartiers zu finden. «Ich wohne gerne in diesen Containern, das ist tipp-topp hier. Die Blocks liegen auf dem Arbeits-

weg, sind praktisch und günstig», lobt der Ostdeutsche seine Unterkunft.

Ein langer, dunkler Gang führt an den Duschbecken vorbei zu Ronalds Zimmer. An einer Wand hängt der Arbeitsplan mit den wechselnden Schichten, über dem Bett Bilder von Motorrädern und von einer nur mit einem roten Bauhelme bekleideten Frau. Ronald verweist auf die schöne Aussicht, die er von seinem Zimmer aus hat. «Die muss ich noch geniessen, denn bald werden hier vorne neue Container erstellt. Auf Ende Jahr sollen nochmals etwa 200 Arbeiter eintreffen.» In dem kleinen Raum stehen zwei Betten. «Zuerst waren wir zu zweit hier drin, neuerdings gibt es nur noch Einzelzimmer.» Er findet nicht, dass die Container zu wenig Privatsphäre bieten, «denn die Kollegen sind mir sehr wichtig». Das betonen verschiedene Arbeiter. «Egal, aus welchem Land und von welcher Nationalität, wir sind wie eine grosse Familie», betont einer aus Kroatien.

DÜRFTIGES FREIZEITANGEBOT

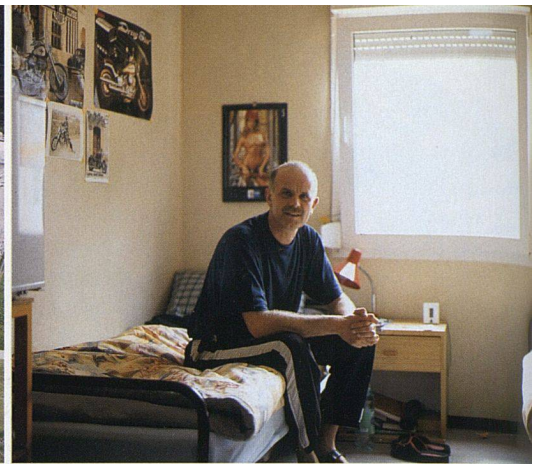
Ronald ist im Moment dabei, Italienisch zu lernen. «Da kann man gleich das Gelernte bei den Kumpels testen, hier gibt es ja so viele Italiener auf der Baustelle.» Wer keine Lust auf Vokabelbüffeln hat, dem bietet das Dorf ▶

Die Arbeiter der Neat wohnen in U-förmigen Containerblöcken. Die Dächer schützen vor der Schneelast, verschiedene Pastellfarben verschönern die Unterkünfte und bald werden Bäume gepflanzt, um das Provisorium freundlicher zu gestalten.





Die Neat-Baustelle des Zwischenangriffs in Sedrun. Mit diesem Aufzug fahren die Mineure zur Arbeit, er verbindet das Containerdorf mit der Baustelle.



Ronald in seinem Reich. «Zuerst wohnten wir hier zu zweit. Nun haben alle Arbeiter ein eigenes Zimmer», sagt der ostdeutsche Tunnelbauer.

Sedrun nicht viel Abwechslung. «Nur in den Wintermonaten ist hier etwas los», hört man von verschiedenen Seiten. Das Nachtleben während der Zwischensaison lässt also zu wünschen übrig: «Der Pub und die zwei Bars stehen dann meistens leer.» Dort ergeben sich manchmal Gespräche mit den Einheimischen. Meistens bleiben die Arbeiter aber unter sich.

Gut versteckt in der Talsohle, gleich neben der Baustelle, möchte nun ein Einheimischer eine Marktlücke schliessen: Er will einen Sexcontainer eröffnen. Doch die Geister scheiden sich, ob der Klub «Edelweiss» wirklich das sei, was dem Dorf und den Arbeitern noch fehle. «Solange sie unsere Frauen in Ruhe lassen, sollen sie doch machen, was sie wollen», war der Kommentar eines Sedruners auf die Frage der «Televisiun Rumantscha», wie ihm das gefallen würde.

EUROPA TRIFFT SICH IM BERG

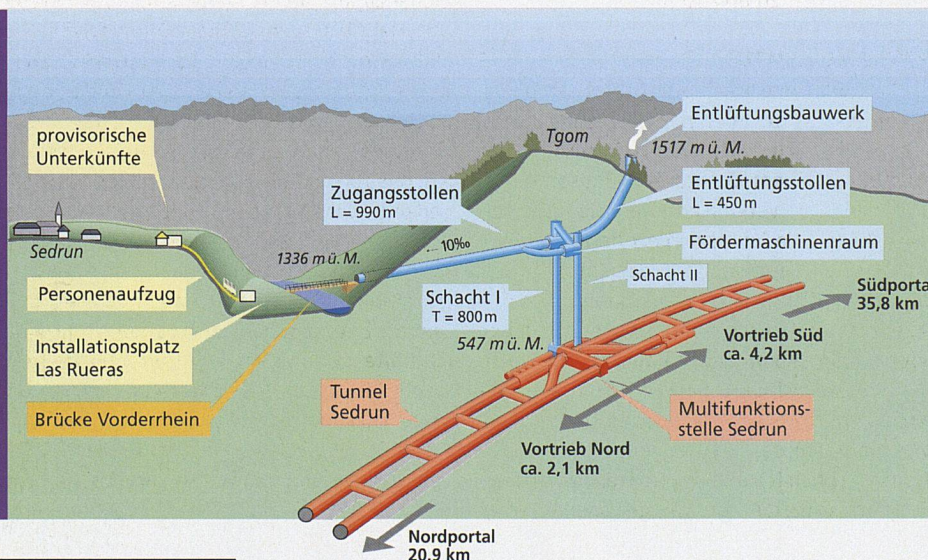
Doch eigentlich sind die Mineure hier, um zu arbeiten, in drei Schichten, während 24 Stunden. Nachdem Südafrikaner den Zugangsstollen fertig gestellt haben, sind jetzt vor allem

Europäer dabei, den Berg auszuhöhlen. Viele werden fünf bis zehn Jahre in Sedrun verbringen. «Auf die Dauer hätte ich doch lieber eine richtige Wohnung», meint ein Portugiese. «Zum Beispiel darf man in den Containern nicht kochen.» Einige haben sich zu Wohngemeinschaften zusammengeschlossen, andere sind noch auf der Suche. Allerdings vermieten viele Sedruner ihre Wohnungen während der Wintersaison lieber den Stammgästen als den Arbeitern. Schliesslich bleiben die Mineure nur vorübergehend, die Touristen sollen aber auch noch in 20 Jahren kommen – vielleicht sogar durch den Zugangsstollen zur Neat, die «Porta Alpina» (siehe Kasten).

wohnenextra

Porta Alpina

Im Gotthard-Basistunnel ist eine Nothaltestelle auf der Höhe von Sedrun vorgesehen. Unter dem Namen «Porta Alpina» reichten die Bündner Oberländer eine Petition mit dem Wunsch ein, den Notausgang als permanente Umsteigestation zu gestalten. So wäre die Randregion direkt an das Hochgeschwindigkeits-Eisenbahnnetz Europas angeschlossen.



Graphik: Alp Transit Gotthard AG

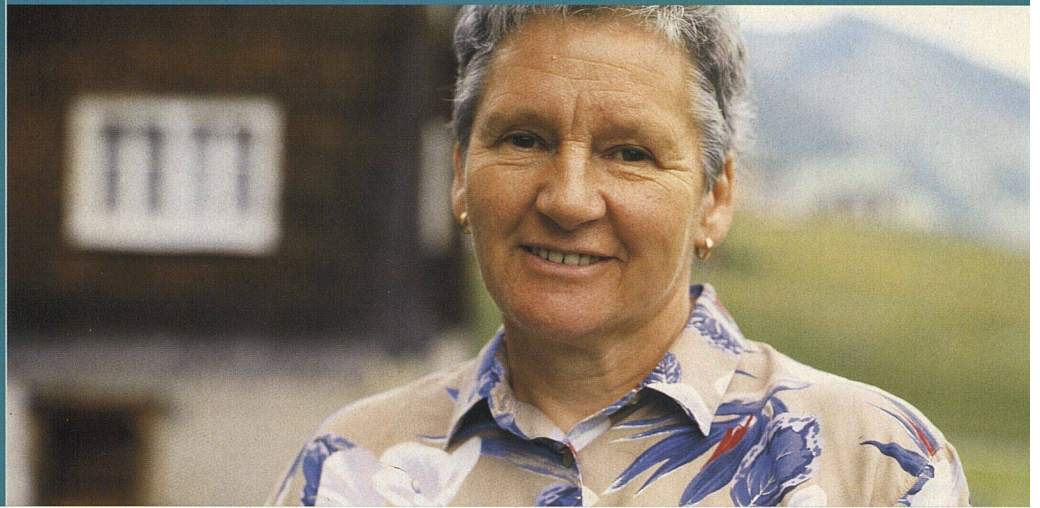
Plan des Zwischenangriffs Sedrun. Die Arbeiter graben Richtung Norden und Süden. Der Durchschlag ist für das Jahr 2008 geplant.

Rita Berther hält es kaum länger als drei Tage im Flachland aus

Der Berg ruft

Rueras ist ein 350-Seelen-Dorf im Bündner Oberland. Rita Berther lebt hier seit ihrer Geburt. Sobald sie die Gegend verlässt, plagt sie das Heimweh – nicht weil sie ihre Familie vermisst, sondern vor allem wegen der Berge.

Text: Rita Berther
Foto: Ferenc Hamza



Noch heute packt Rita Berther das Heimweh nach den Bergen, wenn sie für einige Tage im Unterland weilt.

Ich hatte das grosse Glück, die meiste Zeit meines Lebens in Rueras zu verbringen. Trotzdem habe ich fremdes Brot gekostet: Als Kind verbrachte ich einige Monate im Wallis, vor meiner Hochzeit arbeitete ich im Kanton St. Gallen und im Zugerland – immer vom Heimweh begleitet.

BÖSE KLOSTERFRAUEN

Obwohl ich mich mit meinen elf Jahren freute, endlich einmal Auto fahren zu dürfen, fiel mir der Abschied von Zuhause und vom Dorf sehr schwer. Die Tränen rollten mir auf der ganzen Strecke über die Wangen. Meine Schwester und ich halfen im Wallis Klosterfrauen in einem Altersheim. Tagsüber lenkten mich die verschiedenen Arbeiten ab. Aber abends im Bett weinte ich ins Kissen. Am schlimmsten war es, wenn ein Telefon von daheim kam und die Nonnen nur meine ältere Schwester an den Hörer riefen. Ich sehe noch heute, wie ein Mädchen aus Luzern mich umarmte und tröstete. Schlimm war auch, dass ausser meiner Schwester niemand romanisch sprach. Wie froh war ich, als die Schule mich wieder nach

Hause rief! Nach der obligatorischen Schulzeit arbeitete ich in Rueras als Verkäuferin und später als Kindergärtnerin. Ein Jahr vor meiner Hochzeit mit einem jungen Bauern nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und ging nach Steinhausen ZG zu einer Familie, um meine Kenntnisse im Haushalt und in der Landwirtschaft zu erweitern.

POST VOM SCHATZ

In Zug erwartete mich viel Arbeit, aber ich lernte viel dazu. Im Gegensatz zum Wallis sprach hier niemand romanisch. So war die Post von meinem Schatz ein grosser Trost, und nicht zu vergessen die «Gasetta romontscha», die ich abonniert hatte. – Mein Heimweh war anders als in der Kindheit. Ich vermisste nicht in erster Linie meine Lieben, nein, mir fehlten die Berge. Immer wenn ich nach Hause fuhr und auf halber Strecke durch den Kanton Uri kam, dachte ich: «Hätte ich doch nur eine Stelle hier, neben diesen Bergen!» Mir war es dort viel wohler ums Herz. Trotzdem blieb ich den Zugern treu. Noch heute bin ich stolz, dass ich stur gewesen bin und

ausgeharrt habe. – Aber noch viele Jahre hat mich mein Abschied als Alptraum begleitet: Ich hatte bereits die Koffer gepackt, musste schliesslich aber doch noch zwei Wochen länger bleiben, weil es so viel zu tun gab.

OHNE BERGE KEINE HOCHZEIT

Meine Zuger Chefin konnte lange nicht verstehen, dass ich Heimweh nach Rueras hatte. Sie meinte immer, dass es bei uns ausser Schnee und Bergen nichts gebe. Aber bei unserer Hochzeit an einem wunderschönen Herbsttag gratulierte sie mir und sagte: «Jetzt verstehe ich, dass du so Heimweh hattest. Nie hätte ich gedacht, dass es hier so schön sei!»

Vor lauter Heimweh hätte ich sogar meinen Mann aufgegeben. Vor der Heirat schlug er mir nämlich vor, ins Unterland zu gehen und dort als Bauernknecht zu arbeiten. Er meinte, ich hätte es dann schöner und müsste nicht aufs Feld. Da war mein Entschluss schnell gefasst: «Du kannst schon gehen, ich bleibe hier!» Schliesslich sind wir beide hier geblieben und wir sind heute froh darüber.

wohnenextra

Mit etwas Glück zum Top of Europe

Waren Sie schon einmal auf dem Jungfrauoch? Nein? Dann machen Sie jetzt bei unserem Preisrätsel mit! Unter den Einsendungen verlosen wir drei Mal je zwei Tickets mit der Jungfrauabahn. Sie lernen die Einmaligkeit der Bergwelt rund um Eiger, Mönch und Jungfrau kennen. Senden Sie uns eine Postkarte mit dem

Lösungswort bis zum 30. September 2003 an Verlag *wohnen*, Preisrätsel, Postfach, 8057 Zürich. Absender nicht vergessen! Die GewinnerInnen werden ausgelost und schriftlich benachrichtigt. Über den Wettbewerb wird keine Korrespondenz geführt.

Attentat	zur Sonne gehörig	Ammoniakverbindung	heisses Getränk	Grundton einer Tonart	franz.: Esel	Gemsbüffel	ohne Zuneigung	Industrieortstandort im Kt. GR	franz.: du
3			8		schweiz. Maler (Cuno) † 1961				
kreative Erneuerung	sehr grosser Mensch	Seil			Erfinder des Lauftrads		Laufvogel	7	
bezauberndes Wesen	12			Salz der Ölsäure	schweiz.-franz. Grenzfluss				Missverhältnis
		Haltepflock (Pferdeleinen)	Stadt im Osten von Pakistan			Westbelgier			Fabelname für den Fuchs
schweiz. Rheinzuffluss		schweiz. Sängerin (Vorn.)	6		Weisager	Backutensil			
altertümlich			Figur in Tschechows 'Möwe'		schweiz. Stausee		10		
		US-Basis auf Grönland	Genfer Bischof (Franz von ...)			Geräusch bei Glasbruch	engl.: es		
franz.: Alter	erbitterte Gegnerin	ein Kartenspiel		4	nicht einmal	ein Längenmass (Abk.)			Männername
Zürcher Cartoonist (René)			Walliser Tal	Weinlager					
tausend Milliarden	sanft, mild	phant. Zürcher Maler (H.R.)				Fremdwortteil: Erde	Spitzname Eisenhowers	13	
9				Steppengras	Vorname der Kelly † 1982		5		durcheinander
	11		parlam. Untersuchungskomm.	Heimataler (Albert) †			engl.: Pistole, Kanone		engl.: Biene
schweiz. Nationalzirkus		religiöses Lied			franz.: von	Frauenkurzname		2	
			schmalere Weg	1		schweiz. Ex-Rennfahrer (Marc)			
Ort im Kanton Bern	schweiz. kaufm. Verband (Abk.)			Tanz aus der Innerschweiz					

4 Rätsel Agentur

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----

Die GewinnerInnen des Kreuzworträtsels von *extra* 1/2003 sind:

Marianne Birri
Imfeldstrasse 99
8037 Zürich

Yvonne Matzinger
Im Ruostel 14
8844 Euthal

Hans Frei
Gantrischstrasse 20
3600 Thun

Impressum:

wohnenextra

Ausgabe August 03

Beilage zu *wohnen*
Nr. 7-8/03

Herausgeber:
SVW

Redaktion:
Redaktion *wohnen*

Konzeption, Layout und
Druckvorstufe:
Brandl & Schärer AG, Olten

Druck:
gdz AG, Zürich